

Juden und Muslime in einer multikulturellen Nachbarschaft

Freundschaftspioniere im Bahnhofsviertel

Öffentliche Debatten thematisieren meist einseitig Spannungen zwischen Juden und Muslimen, aktuell befeuert durch den Israel-Palästina-Konflikt. Das Frankfurter Bahnhofsviertel zeigt ein völlig anderes Bild. VON ARNDT EMMERICH

Lautstark beschwerte sich während eines Rundgangs auf der Münchener Straße in Frankfurt *Ahmet* (alle Namen geändert), ein umtriebiger muslimischer Geschäftsmann, der im Bahnhofsviertel der Achtzigerjahre aufgewachsen ist: „Die Medien konzentrieren sich immer nur auf Konflikte zwischen Juden und Muslimen (...), aber niemand weiß, dass sie so viele Jahre lang unsere älteren Brüder waren.“ Gerade nach dem 7. Oktober 2023 sind Beispiele wie dieses elementar, denn sie können die gegenwärtigen Polarisierungen mildern.

Das Frankfurter Bahnhofsviertel zeigt eine beeindruckende Resilienz, wenn es darum geht, transnationale Spannungen abzuwehren. Dabei spielen lokale Bezüge wie „Ich bin Frankfurter“, „das ist das Bahnhofsviertel“ oder „es war schon immer Grundgesetz auf der Münchener Straße, nicht über Religion und Politik zu sprechen“ eine wichtige Rolle. Deshalb haben einige Kulturschaffende jüdische und muslimische Freundschaftsthemen und Produkte entwickelt, die als lokaler Beitrag zu einem interkulturellen Dialog zwischen Juden und Muslimen angesehen werden können. Zu Beginn des Israel-Gaza-Krieges zum Beispiel drückten jüdische und muslimische Unternehmer ihre Solidarität mit allen Opfern aus und hoben dabei den unpolitischen, inklusiven, multiethnischen und interreligiösen Charakter des Bahnhofsviertels hervor, um sich nicht gegeneinander ausspielen zu lassen.

Wie kam es zu dieser lokalen Resilienz und diesem konvivialen Habitus zwischen Juden und Muslimen in einer multikulturellen Nachbarschaft wie dem Frankfurter Bahnhofsviertel? Obwohl Geschichten von jüdischen Geflüchteten (*Displaced Persons*) aus Osteuropa und



Arndt Emmerich

wurde 1985 geboren und ist Kultursoziologe und Junior Professor an der University of Hertfordshire in England, Gastwissenschaftler am Max-Planck-Institut zur Erforschung multiethnischer und multiethnischer Gesellschaften und wissenschaftlicher Referent bei „Maimonides jüdisch-muslimisches Bildungswerk“ in Mainz. Seine Studie zum Frankfurter Bahnhofsviertel ist Bestandteil des internationalen Forschungsprojekts „Encounters“, das urbane Begegnungen zwischen Juden und Muslimen in sechs westeuropäischen Städten untersucht.

muslimische Migrationserfahrungen nach dem Zweiten Weltkrieg durch Bücher, Ausstellungen und Fernsehbeiträge dokumentiert wurden, sind die langfristigen lokalen Wechselwirkungen jüdischen und muslimischen Lebens in Deutschland kaum bekannt. Dieses verschollene Alltagswissen ist aber ein herausragender Beleg dafür, wie lokaler Pragmatismus die kulturelle Annäherung fördern kann.

Die heutigen Netzwerke reichen bis in die späten Sechzigerjahre zurück. Sie bilden sich durch die Kinder und Enkel jüdischer Geflüchteter und türkisch-muslimischer Arbeitsmigranten, aber auch aus postsowjetischen Kontingentflüchtlingen und Personen aus dem Iran, Marokko und Afghanistan. Auch junge Erwachsene in der zweiten oder dritten Generation finden sich darunter.

Frankfurt ist eine der vielfältigsten Städte Deutschlands. Das Bahnhofsviertel nimmt eine herausragende Rolle für das Selbstverständnis als multikulturelle Stadt ein. Bereits in den Siebziger- und Achtzigerjahren war es mit einem Migrationsanteil von rund 80 Prozent ein Ort der Vielfalt, geprägt von sich überschneidenden Migrationsgeschichten, kulturellem und wirtschaftlichem Zusammenleben sowie enormer religiöser Diversität. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren wagten jüdische Geflüchtete aus Polen und anderen osteuropäischen Ländern einen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Neuanfang – unter anderem im Pelzhandel, in der Gastronomie, mit Kneipen und in der Vergnügungsindustrie. In diesem Kontext konnte man in Geschäften, Bars und auf der Straße häufig Jiddisch hören, wie der im Bahnhofsviertel aufgewachsene Schriftsteller *Michel Bergmann* in seinem autobiografischen Roman „Machloikes“ aus dem Jahr 2011 im Detail beschrieb.

Das Bahnhofsviertel wurde seit den Siebzigerjahren durch den Zuzug muslimischer Arbeitsmigranten geprägt, die durch stetige Investitionen zur Aufwertung des Viertels beitrugen. Dadurch entstand in der und um die Münchener Straße eine überwiegend muslimisch geprägte Ökonomie mit Geschäften, Restaurants und Moscheen, die auch schon mal als „Klein-Istanbul am Main“ bezeichnet wurde. In derselben Straße befanden sich bis vor Kurzem noch eine Bäckerei, die koscheres Brot verkaufte, einige jüdische Restaurants und Bars – sowie das Jüdische Museum im Rothschild-Palais gleich um die Ecke, das Rundgänge und Bildungsprogramme im Viertel organisiert. Seit den Zweitausenderjahren haben die anhaltenden urbanen Gentrifizierungsprozesse, einschließlich jüdischer und muslimischer Restaurants und Bars, einer kleinen Musikszene und eines lokalen Tourismus, neue jüdisch-muslimische Allianzen geschaffen und das Viertel neu gestaltet.

Die von einem jüngeren Forschungsprojekt untersuchten Freundschafts-

netzwerke waren geprägt von einem tiefen Gefühl des gegenseitigen Vertrauens, des Respekts und des Lernens. Jüdisch-muslimische Grenzen verschwammen durch Erfahrungen wie „Wir sind alle zusammen aufgewachsen“, „Verbrüderung“ oder „besondere Symbiose“.

Der jüdische Geschäftsmann *Levi* erinnerte zum Beispiel daran, wie er in lokalen Moscheen Tee trank, Gespräche in türkischen Friseursalons führte, mit muslimischen Kollegen Synagogenbesuche machte und zu Hochzeits- oder Geburtstagsfeiern eingeladen wurde. Muslime, die lange in jüdischen Familienbetrieben gearbeitet haben, lernten unter anderem Jiddisch oder kannten Überlebende von Konzentrationslagern persönlich und somit deren Familiengeschichten. Die Arbeit als „Laufburschen“ und Angestellte von jüdischen Ladenbesitzern prägte diese Kinder von muslimischen Migranten mehr als der Geschichtsunterricht in der Schule. Das Verständnis über die jüdische

Geschichte und den Holocaust entwickelte sich im persönlichen Umgang. Sie haben „den alten Juden zugehört“.

Spannungen zwischen Muslimen und Juden in Deutschland werden oft auf mangelndes Wissen in Bezug auf den Holocaust zurückgeführt. Das zeigt sich auch in der nationalen Debatte über Muslime als Außenstehende in der Erinnerungskultur, die nicht in der Lage seien, ein Interesse am Holocaust und an der jüdischen Geschichte Deutschlands zu entwickeln. Wie sich hingegen deutlich gezeigt hat, kannten muslimische Gesprächspartner im Bahnhofsviertel KZ-Überlebende und ihre tragischen Geschichten persönlich und hatten über mehrere Jahrzehnte hinweg eng mit jüdischen Familien zu tun.

Dieser generationsübergreifende Wissenstransfer wird auch am Beispiel *Alis* deutlich. Der 35-jährige türkische Barmanager, in dritter Generation in Deutschland, recherchierte eifrig die jüdische Geschichte des Hauses, in dem sich seit mehreren Jahrzehnten das Geschäft seiner Familie befindet, und

bat sogar Frankfurts Institut für Stadtgeschichte um Hilfe.

Trotz der anhaltenden Gentrifizierung wird das Bahnhofsviertel von außen weiterhin als eine gefährliche Umgebung angesehen. Der zum Teil extreme und von Kriminalität, Drogenhandel, Prostitution und Armut geprägte Kontext brachte aber gerade eine besondere Verbundenheit und Solidarität zwischen Muslimen und Juden hervor. Jüdische Geschäfte auf der Münchener Straße bezeichneten Muslime als „sichere Häfen“ und Zufluchtsorte in der harten urbanen Realität. *Nurit*, eine junge jüdische Geschäftsfrau, versicherte ihrerseits: „Hier ist es jetzt sicher. Vielleicht weil wir schon so lange zusammenleben und arbeiten.“ Im Falle eines Angriffs würden *Nurit* ihre „muslimischen Nachbarn als Erste zu Hilfe kommen“. Ähnlich äußerte sich der türkische Ladenbesitzer *Tarek*, unweit von *Nurit*, der seine tägliche Arbeit

mit der des Ordnungsamts verglich. Vor allem die türkische Gemeinde habe die Nachbarschaft seit Jahrzehnten „sauber“ gehalten, so das lokale Community-Narrativ, was auch für mehr Sicherheit für jüdische Kunden und Frauen gesorgt habe und dem Image der No-go-Area widerspreche.

Im Gegensatz zu seinem negativen Ruf wird das Bahnhofsviertel daher von jüdischen und muslimischen Gesprächspartnern als ein sicherer Rückzugsort für Migranten, Diasporagemeinden und deren Kinder angesehen: Die unterschiedlichen Sprachen, Kulturen, Religionen und Minderheitenidentitäten erleben ihre Umgebung als einen Hort der Stabilität. Der jüdische Unternehmer *Jonah*, dessen Großvater schon als Zigarettenverkäufer im Bahnhofsviertel der Fünfzigerjahre arbeitete, beschrieb, dass es heute ein überwiegend muslimisches Quartier sei: „Das ist das Erstaunliche am Bahnhofsviertel. Jeder weiß, dass wir Juden sind, aber es ist nie ein Thema (...) Es ist der einzige Ort, an dem ich mich völlig normal fühle, viel mehr als in diesen bürgerlichen und deutschen Orten, in denen wir uns immer etwas anders fühlen.“ Die Kinder der jüdisch-muslimischen Freundschaftspioniere, die mit vielen dieser Geschichten aufwuchsen, kennen sich zum Teil untereinander, sind Mitglieder derselben Vereine, besuchten dieselben Schulen und arbeiten zudem beruflich mit jüdischen und muslimischen Institutionen oder in innovativen Start-ups und Kulturprojekten zusammen.

Des Weiteren prägten religiöse Themen und Redewendungen wie „Wir sind alle Kinder Abrahams“ und Vergleiche zwischen Judentum und Islam die Gespräche im Alltag. Zu beobachten waren Humor und Höflichkeiten und auch ein generationsübergreifender Antrieb des gemeinsamen Lernens. Solch basaler Austausch über religiöse und kulturelle Bräuche war in diesen Beziehungen und Freundschaften üblich und erstreckte sich auf Ramadan-Wünsche und kulturelles Wissen über jüdische Feiertage und Bräuche sowie auf Gespräche über gemeinsame kulinarische Einflüsse. Der Gesprächspartner *Ahmed* schwelgte in Jugenderinnerungen an die „deftige (osteuropäische) Küche“ in *Ilans* Familie. „Es war ja immer koscher, was ich essen

Die informellen jüdisch-muslimischen Partnerschaften in einem marginalisierten Quartier wie dem Bahnhofsviertel sind den formellen und institutionell stark eingehegten Dialogformaten um mehrere Jahrzehnte voraus.

konnte. In deutschen Familien konnte ich kaum etwas essen.“

Ein Frankfurter Rabbiner kauft bis heute am liebsten in der Münchener Straße ein, wegen ihrer vertrauten und sinnlichen Anziehungskraft und des zwischenmenschlichen Kundenservice. Dabei wird er von muslimischen Schneidern und Gemüsehändlern mit Schalom begrüßt: „Hier (in der Münchener Straße) kann man die Oliven sehen, anfassen und riechen. Muslime verstehen, was das bedeutet. Wenn sie dich sehen, fragen sie, was du willst und ob du probieren magst. Wenn du das bei Rewe machst, schmeißen sie dich raus.“ Andere Bahnhofsviertler verstanden Religion als eine Ressource, um die lokalen Beziehungen zu verbessern. Der türkische Großhändler *Erol*, der in einer örtlichen Moschee aktiv ist, argumentierte: „Gott sagt, dass man allen Menschen helfen muss, nicht nur den Muslimen! *Qurbani* (religiöse Fleischopferung) zum Beispiel ist für

alle Nachbarn, unabhängig davon, ob sie Muslime sind oder nicht. Juden, Muslime und Christen sind alle von Gott (...). Zuerst sind wir *insan* (Menschen) und wir müssen jedem insan die Tür öffnen.“

Insgesamt zeigt die ethnographische Forschung im Frankfurter Bahnhofsviertel, wie viele Juden und Muslime soziale Grenzen überwandern, indem sie sich auf die lokale Community und die multiethnischen Freundschafts- und Geschäftsnetzwerke konzentrierten. Diese Akteure erreichten einen interkulturellen Zusammenhalt, indem sie die Sprache und Gewohnheiten des jeweils anderen lernten, was mit langjährigen Freundschaften, aber auch Aufstiegschancen und komplexen Geschäftspraxen verbunden war. Diese ansonsten zum Teil vergessenen urbanen Narrative und Freundschaftsnetzwerke seit den Siebzigerjahren verdeutlichen, dass jüdisch-muslimische Begegnungen über einen langen Zeit-

raum konkret stattfinden und im Bahnhofsviertel relativ konstant und alltäglich geblieben sind.

Daher ist die jüdisch-muslimische Beziehungsarbeit im Zusammenhang mit Holocausterinnerung, interreligiösen Kontakten oder gemeinsamen Minderheitenerfahrungen nie nur eine formelle Begegnung von städtischen Eliten, politischen Akteuren oder religiösen Autoritäten. Tatsächlich sind die informellen jüdisch-muslimischen Partnerschaften in einem marginalisierten Quartier wie dem Bahnhofsviertel den institutionell stark eingehetzten Dialogformaten um mehrere Jahrzehnte voraus. Solche Partnerschaften, die sich auch in Berlin, London und anderen urbanen Kontexten beobachten lassen, offenbaren robuste Wege zu lebendiger Kommunikation, zu langfristigen sozialen Bindungen und einer beeindruckenden Ambiguitätstoleranz, die uns in diesen angespannten Zeiten als Wegweiser dienen können. ■

Vatikan

Papst wieder „Patriarch des Westens“

Wie aus dem aktuellen Päpstlichen Jahrbuch hervorgeht, nutzt Papst *Franziskus* wieder den Titel „Patriarch des Westens“. Im „*Annuario Pontificio*“ 2024 steht der Titel wieder in einer Liste mit anderen historischen Papsttiteln. Im ersten Jahr seines Pontifikates hatte Papst *Benedikt XVI.* den Titel streichen lassen. Dies hatte vor allem in den Kirchen des Ostens für große Unstimmigkeiten gesorgt. Mit der Wiedereinführung stellt sich der Papst hier auf eine Stufe mit dem Patriarchen von Konstantinopel und den anderen Patriarchen der Ostkirchen. Der Patriarch von Konstantinopel, *Bartholomaios I.*, sei von Franziskus bereits frühzeitig über diesen Schritt informiert worden. In Interviews und einer jüngst erschienenen Biografie hat Franziskus außerdem Änderungen bekannt gegeben, die für Kirche und Papstamt von Bedeutung sind. Nachdem bereits publik wurde, dass er in der römischen Kirche Santa Maria Maggiore beigesetzt werden möchte, wurden nun weitere Entscheidungen rund um die Beisetzungsfierlichkeiten für künftige Päpste öffentlich. Der Papst sprach von einer starken Vereinfachung der Exequien, da das bisherige Bestattungsritual zu überladen gewesen sei. Eine offene Aufbahrung auf einem Katafalk, wie dies zuletzt Anfang 2023 bei Benedikt XVI. erfolgte, solle es zukünftig nicht mehr geben. Franziskus betont, er möge „wie jedes andere Kind der Kirche beerdigt werden“ und nehme dafür keine besonderen Privilegien in Anspruch.

In diesem Zusammenhang hob der Papst hervor, von einer Revision der gültigen Konklaveordnung abzusehen. Die Apo-

stolische Konstitution „*Universi Dominici gregis*“, welche die Sedisvakanz und die anschließende Papstwahl regelt, wurde im Februar 1996 von *Johannes Paul II.* erlassen und geringfügig von Benedikt XVI. revidiert. Unterschiedliche Medien hatten bereits seit Monaten über eine anstehende Überarbeitung der Ordnung für das Konklave spekuliert. Franziskus hingegen betonte, die Sache erscheine ihm zweitrangig und nicht dringend, weshalb er sich zu einem späteren Zeitpunkt damit beschäftigen werde. Am 6. April ernannte Papst Franziskus im Übrigen seinen Stellvertreter im Bistum Rom, Kardinal *Angelo De Donatis*, zum neuen Groß-Pönitentiar. Der 70-Jährige, der zuvor als „Kardinalvikar“ für die Belange des Bistums Rom zuständig war, kümmert sich damit fortan um Fragen der Sündenvergebung und des Sakraments der Versöhnung. Einen Nachfolger für De Donatis hat Franziskus bisher nicht ernannt. Damit setzt er einen weiteren Punkt innerhalb der Umstrukturierung des Bistums Rom um: Bereits 2023 hatte er die Leitung des Bistums wieder stärker an seine Person gebunden, zuvor war faktisch der „Kardinalvikar“ Leiter der Diözese Rom. Bereits am Abend seiner Wahl zum Papst hatte Franziskus betont, dass er sich nicht nur als Oberhaupt der Universalkirche, sondern vor allem als Bischof von Rom verstehe. In diesem Zusammenhang wurde nun der römische Weihbischof *Daniele Libanori* in den Vatikan befördert, in dem er als Beauftragter für das Ordensleben tätig ist. Die Stelle wurde für den im Bistum Rom umstrittenen Weihbischof neu geschaffen.

Fabian Brand